

Beate Meyer

## Im Wissen um den Holocaust – zur deutsch-jüdischen Geschichtsforschung

*Willy Cohn*, Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941, Bd. 1 und 2, hrsg. von Norbert Conrads (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte, Bd. 13, 1 und 2), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2006, geb., XXX/V, 1121 S., 17 s/w-Abb., 59,90 €.

*Ariane Eichenberg*, Zwischen Erfahrung und Erfindung. Jüdische Lebensentwürfe nach der Shoah, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2004, geb., IX, 310 S., 34,90 €.

*Bettina Goldberg* (unter Mitarbeit von Bernd Philippsen), Juden in Flensburg (Schriftenreihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Bd. 62), Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte, Flensburg 2006, 183 S., 180 Abb., geb., 38,00 €.

*Raphael Gross/Yfaat Weiss* (Hrsg.), Jüdische Geschichte als Allgemeine Geschichte. Festschrift für Dan Diner zum 60. Geburtstag, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 356 S., kart., 39,90 €.

*Martin Münzel*, Die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955. Verdrängung – Emigration – Rückkehr (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn/München/Wien/Zürich 2006, 502 S., geb., 49,90 €.

*Susanne Schönborn* (Hrsg.), Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945, Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung, München 2006, brosch., 339 S., 49,90 €.

*Gottfried Wagner/Abraham J. Peck*, Unsere Stunde Null. Deutsche und Juden nach 1945. Familiengeschichte, Holocaust und Neubeginn. Historische Memoiren, Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2006, 428 S., 32 s/w-Abb., geb., 24,90 €.

1992 legte Trude Maurer eine erste Bestandsaufnahme der Forschungsliteratur zur deutsch-jüdischen Geschichte vor.<sup>1</sup> Obwohl sie Publikationen zum Antisemitismus und zur Verfolgung der Juden konsequent aussparte und sich stattdessen auf Studien konzentrierte, die die jüdische Gemeinschaft selbst, deren innere Entwicklung und die wechselseitige Beziehung zur Mehrheitsgesellschaft thematisierten, berücksichtigte sie doch immerhin 174 Einzelveröffentlichungen. Ihr Forschungsbericht umfasste schließlich knapp 200 Seiten und ging inzwischen selbst in die deutsch-jüdische Historiografie ein. Seitdem hat sich die Zahl der jährlichen Neuerscheinungen nicht verringert, sondern ist im Gegenteil weiter angestiegen. Die deutsch-jüdische Geschichte befasst sich mit der Entwicklung der deutsch-jüdischen Gemeinschaft, ihren Institutionen und ihren Außen-

<sup>1</sup> *Trude Maurer*, Die Entwicklung der jüdischen Minderheit in Deutschland (1780–1933). Neuere Forschungen und offene Fragen (4. Sonderheft Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur), Tübingen 1992.

beziehungen. Sie kann – je nach Perspektive – als Teil deutscher oder europäischer Geschichte, aber auch der allgemeinen jüdischen Geschichte gesehen werden, die sich über drei Jahrtausende und fünf Kontinente erstreckt.<sup>2</sup> Neue Unterdisziplinen haben Einzug gehalten wie die Geschlechter- oder Alltagsgeschichte; es wurden dort neue Methoden erprobt wie die *oral history* oder neue Fragen gestellt wie im Rahmen kulturgeschichtlicher Forschung. Nachbardisziplinen wie die Literaturwissenschaft, die Philosophie oder andere befassen sich ebenfalls verstärkt mit Themen der jüdischen Geschichte. Juden – so Michael Brenner – haben ihren Platz in der Geschichtsschreibung gefunden, allerdings einen »Nischenplatz«.<sup>3</sup> Wer heute einen umfassenden Forschungsbericht vorlegen wollte, müsste also eine entsprechend lange Projektlaufzeit ansetzen und einen Verlagsvertrag über mehrere Bände im Schubert aushandeln. Deshalb beschränkt sich der vorliegende Literaturbericht auf die Einordnung der oben genannten Neuerscheinungen in ein inzwischen weit gefächertes Feld.

Für alle Publikationen indes gilt nach wie vor, was bereits Maurer 1992 und Brenner 2002 betonten: Jede Studie zur deutsch-jüdischen Geschichte, die nach 1945 verfasst wurde, ist – unabhängig von ihrem Gegenstand – im Wissen um den Holocaust verfasst und muss auch so gelesen werden.<sup>4</sup>

#### I. REGIONALGESCHICHTE ODER »JUDEN IN ...«

Die Geschichte kleinerer oder größerer jüdischer Gemeinschaften in einer Region, an einem Ort oder gar in einem Stadtteil wurde vor 1933 vor allem von jüdischen Historikern erforscht. Nach 1945 setzten wenige Remigranten diese Arbeit im Rahmen der Landesgeschichte fort. In den 1960er-Jahren nahmen historische Kommissionen entsprechende Themen auf, in den 1970er-Jahren legten sozialgeschichtlich orientierte Nachwuchswissenschaftler ihre Forschungen vor, in den 1980er-Jahren dann »Barfußhistoriker« und Geschichtswerkstättenler, was insgesamt zu einem Boom von kleineren oder auch sehr umfangreichen Veröffentlichungen über »Juden in ...« führte. Manche Laienhistoriker, oftmals unbeleckt von jeglicher Kenntnis jüdischer Geschichte, nahmen Juden vor allem als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung in den Blick, wobei die Geschichte ihrer Gemeinden und Institutionen wie auch ihre gescheiterten oder erfolgreichen Bemühungen um Selbstbehauptung – wenn überhaupt – zunächst nur am Rande erforscht wurden. Monika Richarz wies auf die blinden Flecken dieser politisch motivierten Geschichtsbewegung hin, die »eine Art Exorzismus am Ort« betrieb und gleichzeitig »die Juden in die Heimatgeschichte« integrierte.<sup>5</sup> Später entwickelte sich ein eigenes Interesse an der Geschichte der jüdischen Minderheit in der Zeit vor dem Nationalsozialismus, das die Entwicklung der Gemeinden, die Geschichte der Synagogen oder Friedhöfe zum Gegenstand erhob. Manche dieser Untersuchungen krankten daran, dass – so monierte unlängst Stefanie Schüler-Springorum – ihre Verfasser unkritisch alle verfügbaren Informationen zusam-

2 Vgl. Michael Brenner (Hrsg.), *Jüdische Geschichte lesen. Texte der jüdischen Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2003, S. 9 ff.

3 Ders., Von einer jüdischen Geschichte zu vielen jüdischen Geschichten, in: ders./David N. Myers (Hrsg.), *Jüdische Geschichtsschreibung heute. Themen. Positionen. Kontroversen*, München 2002, S. 17–35, hier: S. 24.

4 Vgl. Maurer, S. 1 f.; Brenner, Von einer jüdischen Geschichte, S. 23 f.

5 Vgl. Monika Richarz, Luftaufnahme – oder die Schwierigkeiten der Heimatforscher mit der jüdischen Geschichte, in: *Babylon* 8, 1991, S. 27–33, hier: S. 30; vgl. dies., Probleme der heutigen Lokal- und Regionalgeschichtsforschung zur Geschichte der deutschen Juden, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 1, 1987, S. 9–12.

mentrugen, statt problemorientierte Fragestellungen zu entwickeln.<sup>6</sup> Dennoch gelte, dass die Fokussierung auf Ort und Region als mittlere Analyseebene für historischen Wandel unabdingbar sei, zumal nur sie die Gewähr dafür biete, dass der Geschichtsschreibung die Subjekte nicht verloren gingen.<sup>7</sup>

Bettina Goldbergs Untersuchung über die Juden in Flensburg erfüllt die Forderung, innerhalb der Gemeindegeschichte die Subjekte kenntlich werden zu lassen, geradezu vorbildlich: Fachkundig verfolgt sie die Geschichte der jüdischen Minderheit vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart und lenkt anhand von Familiengeschichten und Fotos den Blick immer wieder auf die handelnden Personen.<sup>8</sup> Zwar verzichtet sie auf eine explizite Erörterung ihrer Fragestellungen, doch wird im Text deutlich, dass sie den Wandel der beruflichen, sozialen und nationalen Zusammensetzung der jüdischen Minderheit, deren innere Strukturen, ihre Beziehungen zu anderen jüdischen Gemeinschaften in Schleswig-Holstein und Hamburg und zur umgebenden, nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft untersucht.

Die Geschichte der Flensburger Juden erweitert unser Wissen über jüdische Regionalgeschichte, denn sie weist einige Besonderheiten auf: Hier konstituierte sich fernab jeglichen jüdischen Lebens eine Gemeinschaft, die zu klein war, um eine Gemeinde zu bilden, aber dennoch dauerhaft Bestand hatte. Nie lebten mehr als 90 Juden in der Fördestadt, meist deutlich weniger. Dennoch behaupteten sie sich mehr als zwei Jahrhunderte dort und verloren weder den Kontakt zu ihrer Religion noch gingen sie in der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft auf, an die sie sich jedoch stark angingen. Dabei war die Attraktivität der Stadt Flensburg für Juden sehr begrenzt: Sie besaß zwar einen Hafen, doch ihre relative Randlage – jeweils davon abhängig, ob Flensburg zum Herrschaftsbereich Dänemarks, des Herzogtum Schleswigs oder Preußens gehörte – zog nur wenige jüdische Kaufleute und Händler an, und die restriktiven Niederlassungsregeln verhinderten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts deren dauerhafte Ansiedlung. Als in den 1850er-Jahren inländische Juden das Recht erhielten, ihren Aufenthaltsort im Herzogtum Schleswig selbst zu bestimmen und eigene Gemeinden aufzubauen, entstand kurzzeitig auch eine solche in Flensburg, die jedoch bereits 1865 aus finanziellen Gründen wieder aufgelöst werden musste; erst 140 Jahre später – im Jahre 2005 – wurde sie wiedergegründet.<sup>9</sup> Aus Kostengründen konnte weder ein Bethaus eingerichtet noch eine Religionsschule für Kinder unterhalten werden. In den 1880er-Jahren organisierten sich die Religiösen unter den Flensburger Juden in einer privaten Vereinigung, die ein kleines Haus als Synagoge pachtete, in der an Feiertagen ein Hamburger Vorbeter Gottesdienste abhielt. Aus der Friedrichstädter Gemeinde stammte das geschächtete Fleisch für die wenigen Flensburger Juden, die die Speisegesetze einhielten. So partizipierten die Flensburger von den Gemeindefunktionen andererorts. Sie selbst begriffen sich eher als säkular, die meisten aßen weder koscher noch schlossen sie ihre Geschäfte am Samstag oder an den hohen Feiertagen. Trotz dieser relativen Distanz zur Religion interessierten sie sich für jüdische Belange, und etliche engagierten sich in nichtreligiösen Organisationen wie dem »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«.

Die antisemitische Stimmung während des Ersten Weltkrieges raubte auch den Flensburger Juden Illusionen über ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft. Viele verließen die Stadt. Die Zahl der Juden sank dennoch nicht, denn zwangsrekrutierte Arbeiter

6 Vgl. Historische Kommission für Westfalen, Tagungsberichte: Jüdische Geschichte im regionalen Raum. Grenzüberschreitende Studien in vergleichender Perspektive, S. 3, URL: <<http://www.lwl.org/LWL/Kultur/HistorischeKommission/Veranstaltungen/Tagungsbericht>> [8.2.2007].

7 Vgl. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript zur in Anm. 6 genannten Tagung, für das ich Stefanie Schüler-Springorum danke, S. 13.

8 Bettina Goldberg, Juden in Flensburg, Flensburg 2006.

9 Ebd., S. 13 ff.

oder Kriegsgefangene ostjüdischer Herkunft blieben nach Kriegsende vielfach dort. Die vormals eher homogene jüdische Gemeinschaft aus kleinen Kaufleuten und Händlern wies nun ein deutliches soziales Gefälle auf, und Beziehungen zwischen den west- und ostjüdischen Flensburgern entstanden kaum. Längst war die kleine Synagoge aufgegeben worden, und die Beiträge an die Privatvereinigung reichten nicht mehr aus, um einen Vorbeter aus Hamburg anzufordern. Oft erwies es sich als schwierig, die zehn männlichen religionsmündigen Juden für einen Minjan zusammenzubekommen. Kurzzeitig finanzierte der Verband der jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins den Großteil der Kosten für einen Wanderlehrer, dann der Preußische Landesverband Jüdischer Gemeinden einen Rabbiner, der sein Amt bis 1938 ausübte.<sup>10</sup>

In den 1920er-Jahren endete auch die Zeit, in der die Juden unbehelligt in Flensburg hatten leben können. Antisemitische Pöbeleien und Angriffe waren an der Tagesordnung. Die NSDAP erzielte 1930 einen Stimmenanteil von 45,6 Prozent. Dass die Fördejeden Deutschland dennoch nicht früher als andere verließen, begründet Goldberg so: »Was im Nachhinein als eindeutige Entwicklung erscheint, stellte sich für die Zeitzeugen [...] als komplexes Nebeneinander von Inklusion und Exklusion dar. Die widersprüchlichen Signale aus der nichtjüdischen Bevölkerung aber beließen genug Raum für die Hoffnung, dass der Antisemitismus schließlich wieder abebben und sich doch noch alles zum Besseren wenden werde.«<sup>11</sup> Der folgende Ausgrenzungs- und Entrechtungsprozess unterschied sich kaum von dem anderenorts. 42 Flensburger Juden wurden ermordet. In ihrer Mehrheit hatten sie – wie auch die Juden aus anderen Ortschaften oder ländlichen Regionen – ihre Heimat bereits in den Jahren 1933 bis 1938 verlassen, um in der Anonymität naher Großstädte, gestützt auf die Infrastruktur der dortigen Jüdischen Gemeinden, ihr Leben weiterhin fristen oder von dort auswandern zu können.<sup>12</sup> Die Autorin schließt ihre Studie nicht mit dieser traurigen Bilanz ab, sondern bezieht die Nachkriegsgeschichte in ihre Forschungen ein, indem sie den (streckenweise nicht gerade rühmlichen) Umgang der Stadt mit der Verfolgung, den Wiederaufbau und das gegenwärtige innere Leben der neugegründeten Jüdischen Gemeinde untersucht. Diese zählt heute durch Zuwanderung aus den ehemaligen GUS-Staaten knapp 60 Mitglieder, zu denen ca. 170 weitere, nicht gemeindegebundene Familienmitglieder gehören.

## II. DER EINZUG VON UNTER- UND NACHBARDISZIPLINEN IN DIE DEUTSCH-JÜDISCHE GESCHICHTE

Wie sehr neue Unterdisziplinen die deutsch-jüdische Geschichte bereichern können, haben in den letzten zwei Jahrzehnten insbesondere Marion Kaplans geschlechtergeschichtlich orientierte Arbeiten gezeigt.<sup>13</sup> Auch der verwandte alltagsgeschichtliche Ansatz hat sich in diesem Sinne bewährt, dass er die unterschiedlichen Lebens- und Erfahrungswelten von Männern und Frauen ins Zentrum der vergleichenden Analyse rückte. Jetzt liegt mit Martin Münzels profunder Studie über die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite ein Werk vor, das Elitenforschung, Unternehmensgeschichte, historische Emigrations- und Remigrationsforschung für die deutsch-jüdische Geschichte fruchtbar

<sup>10</sup> Ebd., S. 45.

<sup>11</sup> Ebd., S. 53.

<sup>12</sup> Diese frühzeitige Flucht war für die Stadt Flensburg dann vor noch nicht allzu langer Zeit willkommener Vorwand, in ihrer Stadtgeschichte »jüdisches Leben« mit dem Jahr 1938 für beendet zu erklären, ebd., S. 92 f.

<sup>13</sup> Siehe neuerdings auch *Kirsten Heinsohn/Stefanie Schüler-Springorum* (Hrsg.), *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

macht.<sup>14</sup> Damit ergänzt er Simone Lässig's Abhandlung über die Verbürgerlichung der deutschen Juden<sup>15</sup>, die das jüdische Wirtschaftsbürgertum weitgehend ausklammerte, und knüpft kritisch an Werner Mosse's seinerzeit wegweisende Untersuchung über die jüdische Wirtschaftselite von 1820 bis 1935 an<sup>16</sup>, stellt seine quantitative Forschung jedoch in einen anderen Bezugsrahmen. Neu und sehr erhellend ist auch Münzel's Längsschnittperspektive, die von der Weimarer Republik bis in die Nachkriegszeit hineinreicht.

Der Verfasser geht kollektivbiografisch vor, vertieft seine Thesen jedoch immer wieder am Beispiel sehr aussagekräftiger Einzelbiografien. Als Untersuchungsgegenstand definiert er das Wirtschaftsbürgertum, im Einzelnen tief ins das begriffliche und methodische Arsenal der Wirtschaftswissenschaftler greifend, die jüdische »Managerelite«, »Netzwerk-elite« und »Elite der Netzwerkspezialisten«, um sowohl Unternehmer, Manager, leitende Angestellte und höchste Verbandsfunktionäre erfassen zu können. Er geht auf der Grundlage statistischer Extrapolationen davon aus, dass am Ende der Weimarer Republik 40 Prozent der Netzwerkspezialisten, 23 Prozent der Netzwerkeleite der Aufsichtsratsmitglieder und elf Prozent der Managerelite der Vorstandsmitglieder jüdisch bzw. jüdischer Herkunft waren. Nach seinen Angaben handelt es sich um 640 Personen.<sup>17</sup> Mosse setzte seinerzeit, vor dem Gründungsboom der Aktiengesellschaften, diese Zahl mit ca. 50 bis 60 Männern sehr viel niedriger an.<sup>18</sup> Hier allerdings zeigen sich gleich zwei grundlegende Probleme der Münzel'schen Studie: Zum einen definiert Münzel als »Juden« grundsätzlich alle Personen jüdischer Herkunft, ungeachtet dessen, wie diese sich selbst verorteten und wie weit sie formell Mitglieder einer jüdischen Gemeinde waren. Der eigenen Argumentation folgend, bestimmt er dann im Zirkelschluss die Haltung dieser Männer zum Judentum als extrem heterogen und konstatiert insgesamt eine »besonders frühe und bewusste Distanzierung«.<sup>19</sup> Zum zweiten gehen leider oft wichtige Informationen, wie beispielsweise die zahlenmäßige Einschätzung der jüdischen Wirtschaftselite, in einem Wust von Begriffsdefinitionen, Tabellen und grafischen Darstellungen beinahe unter, um schließlich im Nebensatz oder einer Fußnote wieder aufzutauchen. Dennoch gelingt es Münzel, seine Hauptthese, die jüdischen Mitglieder der Wirtschaftselite seien hochgradig integriert gewesen, schlüssig zu belegen. Ökonomische Beziehungen basieren gerade bei Großunternehmen auf Vertrauensstrukturen, und Münzel weist nach, dass die jüdischen Wirtschaftsführer an deren Entstehen beteiligt und ohne Einschränkung in diese eingebunden waren. Im Gegensatz zu Mosse, der in »ethnischen Netzwerken«, d. h. Verbindungen zu jüdischen Geschäftspartnern, den Rückhalt der jüdischen Wirtschaftselite sah, verweist Münzel auf die Vertrauensstrukturen als Garanten der ökonomischen Handlungsfreiheit. Antisemitische Anwürfe und Skandalisierungen, die in der Weimarer Republik nicht selten auftraten, hätten jüdischen wie nichtjüdischen Mitgliedern der Wirtschaftselite gleichermaßen als Angriffe des Mobs gegolten, denen gemeinsam begegnet werden musste.<sup>20</sup> Diese Haltung sei bis zum Beginn der NS-Zeit relativ stabil geblieben, der Anteil jüdischer Mitglieder der Wirtschaftselite bis 1933 kaum gesunken, und wenn,

14 *Martin Münzel*, Die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955. Verdrängung – Emigration – Rückkehr, Paderborn etc. 2006.

15 Vgl. *Simone Lässig*, Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert, Göttingen 2004.

16 Vgl. *Werner Mosse*, The German-Jewish Economic Elite 1820–1935. A Socio-Cultural Profile, Oxford 1989.

17 *Münzel*, S. 166.

18 Vgl. *Werner Mosse*, Jews in the German Economy, Oxford 1987, S. 8. Er bezifferte die Wirtschaftselite insgesamt mit 125 (männlichen) Personen, von denen 40 bis 50 Prozent jüdischen gewesen seien.

19 *Münzel*, S. 86.

20 Ebd., S. 110.

so sei dies eher Änderungen im Aktienrecht (1931) als politischen Einflussnahmen geschuldet. Erst ab 1933, als Folge der zahlreichen antijüdischen Initiativen von oben und von unten, häuften sich Entlassungen. Diese produzierten »prekäre personelle Vakua«<sup>21</sup>, in die manchmal wieder Juden, meist aber Nichtjuden nachrückten. Dabei genossen Großunternehmen wegen ihrer entscheidenden Rolle bei der Konsolidierung der deutschen Wirtschaft große Frei- und Spielräume, die sie wohl zugunsten ihrer jüdischen leitenden Mitarbeiter hätten nutzen können, wie Münzel nahe legt. Zwar blieben antijüdische Aktionen innerhalb der Wirtschaftselite weitgehend aus, doch wurden die Prämissen der Solidarität preisgegeben. Manche Firmen versetzten ihre jüdische Manager etc. in Auslandsfilialen, und eine kleine Gruppe konnte sich sogar bis 1938 in Deutschland an der Spitze ihrer Unternehmen behaupten, doch der Großteil der jüdischen Wirtschaftsführer verließ bald nach 1933 ihre Heimat, oft unter Verlust des Vermögens. An der Spitze ihrer Zielländer standen die USA, gefolgt von Großbritannien, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich. Dort konnten nur die wenigsten an ihren Status in Deutschland anknüpfen. Zwar erwähnt der Verfasser auch hier einige Erfolgsmodelle, doch er konstatiert, dass die meisten Auswanderer eher um ihre Existenz kämpfen mussten<sup>22</sup>, wiewohl sie durch ihre ökonomischen und gesellschaftlichen Verbindungen meist über bessere Startbedingungen als andere Emigranten verfügten. Das Schicksal der in Deutschland Verbliebenen zeigt Münzel am Beispiel Albert Katzenellenbogens auf, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, der über das Ghetto Theresienstadt nach Maly Trostinez deportiert und ermordet wurde. Nach dem Ende des Krieges kehrten viele politische nichtjüdische Emigranten zurück, um an der Neugestaltung Deutschlands mitzuwirken, während von den jüdischen Auswanderern nur drei bis fünf Prozent diesen Schritt wagten. Hier reihten sich die Mitglieder der jüdischen Wirtschaftselite offensichtlich in gleicher Größenordnung ein.<sup>23</sup> »Auch wenn eine Einbindung in die Gesellschaft des Emigrationslands nur unbefriedigend gelungen war, schränkten nicht selten Alters- und Krankheitsgründe die Mobilität ein oder gab das verwandtschaftliche Umfeld den Ausschlag für ein Verbleiben im Ausland«, fasst Münzel die Beweggründe zusammen. Hinzu trat das Wissen um die Ermordung naher Verwandter und die Sorge, den mühsam erarbeiteten neuen Lebensstandard noch einmal in Frage zu stellen. Gerade die USA-Einwanderer, die frühzeitig geflüchtet und nun, fern der Heimat, recht gut situiert waren, kehrten selten zurück. Für die Übernahme von Führungspositionen waren sie inzwischen zu alt.<sup>24</sup> Bei Münzel rangiert die Angst vor dem keineswegs verschwundenen Antisemitismus in Deutschland eher am Ende der Begründungsskala. Doch gerade mit dieser Haltung wurden diese Emigranten in den Restitutionsverfahren massiv konfrontiert: Ihre Wiedergutmachungsansprüche lagen meist höher als die anderer Auswanderer und weckten häufig Sozialneid bei der deutschen Bevölkerung, die von der »Fettlebe« der jüdischen Antragsteller sprach.

Im Unterschied zu den jüdischen Emigranten gelang den nichtjüdischen Mitgliedern der Wirtschaftselite nach einer kurzen Phase der Entnazifizierung mehrheitlich die Rückkehr in ihre alten Positionen. Sie hatten während der NS-Zeit Solidaritätsstrukturen geschaffen, die sich nicht nur gegen Angriffe der Alliierten, sondern nun auch gegen Restitutionsansprüche der jüdischen Emigranten richteten. An diese früheren Kollegen erinnerten sie sich bevorzugt dann, wenn sie »Persilscheine« benötigten.<sup>25</sup> Die Angesprochenen stellten die Leumundszeugnisse gern aus, denn für sie galten die Vorkriegs-Vertrauensstrukturen trotz allem. So genoss beispielsweise Hermann Josef Abs das unerschütterli-

21 Ebd., S. 197.

22 Ebd., S. 275.

23 Ebd., S. 289. Insgesamt kehrten 12.500 jüdische Emigranten bis Ende der 1950er-Jahre zurück.

24 Ebd., S. 343.

25 Ebd., S. 301 ff.

che Vertrauen selbst derjenigen jüdischen Firmeninhaber, für deren Unternehmen er persönlich die »Arisierungs«-Konzepte zu Gunsten der Deutschen Bank erstellt hatte.

Wie groß die Kluft zwischen jüdischen Emigranten und den nichtjüdischen Profiteuren der »Arisierung« geworden war, merkten erstere dann während der Restitutionsphase, als ihre Rechte vehement angezweifelt, sie als unfähige Firmenleiter dargestellt oder anderweitig verleumdet wurden. Manche Betroffene lösten das Problem, indem sie nach den Rückerstattungsverfahren ihren Wohnsitz im Ausland behielten, jedoch ihre Aufsichtsrats- und Direktorenposten regelmäßig am deutschen Firmensitz wahrnahmen. Dies ging ihren Nachkommen meist schon zu weit: Salman Schocken, ein vor der NS-Zeit in jüdischen Angelegenheiten äußerst engagierter Verleger und ehemaliger Kaufhausbesitzer beispielsweise konnte keinen seiner Söhne bewegen, in Deutschland in die Leitung der nunmehr elf florierenden Warenhäuser einzutreten. So verkaufte er schließlich seine Anteile an Helmut Horten.<sup>26</sup>

Nur wenigen Juden – Münzel nennt Richard Merton, Hermann Eisner, Eric Warburg, Hans Fürstenberg – gelang eine Nachkriegskarriere in der Bundesrepublik. Münzels Untersuchung belegt, wie fruchtbar gerade die Unternehmensgeschichte und ihre quantifizierenden Methoden für die Frage nach der Integration der jüdischen Wirtschaftselite sein können. Stellte Mosse die Frage nach der jüdischen Identität der jüdischen Wirtschaftselite (Heiratsverhalten, Binnenbeziehungen, Mitgliedschaften usw.), so sucht Münzel eine Antwort darauf, wie akzeptiert die aus dem Judentum stammenden Angehörigen der Wirtschaftselite waren. Dort aber, wo er dem Selbstverständnis der jüdischen Wirtschaftsführer nachgehen will, wäre es sinnvoll, seinen Ansatz um Fragestellungen zu erweitern, die auch tiefer liegende Schichten jüdischer Identität erfassen können.

Dass nicht alle Forschungsansätze aus anderen Disziplinen so ergiebig sind, soll im Folgenden am Beispiel einer Veröffentlichung gezeigt werden, die die Literaturwissenschaftlerin Ariane Eichenberg vorgelegt hat.<sup>27</sup> Deren Titel »Zwischen Erfahrung und Erfindung. Jüdische Lebensentwürfe nach der Shoah« weckt die Hoffnung auf Texte von Shoa-Überlebenden, die sich vor dem Hintergrund ihrer Ghetto- und Lagererfahrungen mit ihrem gegenwärtigen Leben und ihrer Zukunft auseinandersetzen. Diese Hoffnung wird sogleich enttäuscht, denn es geht in dem Buch um eine hochspezialisierte *Analyse von Texten* über Lagererfahrungen, die für die Arbeit von Historikern kaum hilfreich ist.

Eichenberg wählte 120 teils autobiografische, teils fiktive Texte aus, die Lagerüberlebende in zeitlicher Nähe (1945 bis 1950) oder Distanz (ab 1980) verfasst haben. Zusätzlich untersuchte sie Texte, in denen die Auswirkungen der Shoa aus der Perspektive der zweiten Generation beschrieben werden. Die Autorinnen und Autoren der ersten Generation stammen aus unterschiedlichen Nationen, Generationen und Sprachräumen, es befinden sich namhafte Schriftsteller und unbekannte Schreiber darunter. Die Kenntnis der Texte selbst wird vorausgesetzt. Kategorien der Textanalyse sind »Raum«, »Zeit« und »Figuration«. Die Autorin konstatiert, dass der lokale wie der zeitliche Raum der frühen Berichte geschlossen sind. Damit bewegt sich die Erzählung nicht außerhalb der Verfolgung bzw. des Lagers, und die Autoren berichten selten von einer anderen als der Haftzeit. Die Texte enden mit der Befreiung bzw. Flucht des Schreibers aus dem Lager.<sup>28</sup> Ein anders bestimmtes Leben vor, parallel oder nach der Inhaftierung existiert in diesen frühen Texten fast nie. Eichenberg konstatiert, dass Rückgriffe in die Zeit vor der Verfolgung der Vergewisserung des eigenen Menschseins dienten und Schreiber wie Leser eine Pause in der Erzählung über die Entmenschlichung boten. Dies verändere sich in den Texten, die seit 1980 verfasst wurden. Hier stellten die Schreiber regelmäßig Bezüge

26 Ebd., S. 295.

27 Ariane Eichenberg, *Zwischen Erfahrung und Erfindung. Jüdische Lebensentwürfe nach der Shoah*, Köln etc. 2004.

28 Ebd., S. 21.

zwischen dem gegenwärtigen Leben und der Vergangenheit her. Eichenberg demonstriert die Veränderung unter anderem an zwei Texten des Widerstandskämpfers Marek Edelman über seine Zeit im Warschauer Ghetto. Der legte bald nach der Befreiung seine Erfahrungen in einem Buch nieder<sup>29</sup>, und 1976 gab er der Publizistin Hanna Krall ein Interview, in dem er sich ebenfalls auf diesen Erfahrungszeitraum bezog.<sup>30</sup> Während im ersten Text die auftauchenden Personen immer entweder »Kämpfer« oder »Feinde« sind, zerfällt das Interview in viele kleine Erzählungen über »Alltagshelden«, die an die Stelle der Heroen getreten sind.<sup>31</sup> Eichenberg ordnet dies dem Umstand zu, dass Edelman, in den 1970er-Jahren als Arzt tätig, nun in der Lage ist, die Tatsache und die Kraft menschlicher Bindungen anzuerkennen. 1976 existiert auch kein »homogenes Zeitfeld« mehr, sondern eine klare Unterscheidung zwischen »früher« und »heute«, und so erhalten auch die Personen, die einst mit Scham und Verachtung belegt waren, vom Erzähler Edelman ihre Würde zurück.<sup>32</sup>

Diese Ergebnisse sind – so allgemein zusammengefasst – nicht überraschend. Dass sich mit zeitlichem Abstand auch der Blick der Schreiber auf vergangene Ereignisse verändert, haben Vertreter der *oral history* bereits vor Jahren festgestellt. Eichenbergs Verdienst ist es, diese Wandlungen detailliert in der Erzählstruktur der Texte nachgewiesen zu haben. Eichenberg räumt ein, dass etliche Holocaustüberlebende natürlich auch nach 1980 noch Texte publiziert haben, die ausschließlich auf die Lagererfahrung begrenzt sind, doch generell könne eine Öffnung in Zeit und Raum und eine Veränderung der Figurenkonstellationen gegenüber den frühen »Zeugnissen« konstatiert werden. Wenn die Autoren zur Zeit der Verfolgung noch Kinder waren wie Ruth Klüger, Louis Begley, Raymond Federman oder Jona Oberski, besaßen sie noch keine gefestigte Identität, durch die »die biografische Erinnerung im kommunikativen Gedächtnis bewegt werden könnte«.<sup>33</sup> Sie griffen deshalb häufiger zu poetischen Mitteln, um ihre Erzählungen zu gestalten.

»Erebt Erinnerung« nennt Eichenberg die Texte von Schreibern der zweiten Generation wie Robert Schindel, Gila Lustiger oder Helena Janaczek. Diese Autorinnen und Autoren haben die Auswirkungen der Lagerhaft nur indirekt durch die Eltern erfahren.<sup>34</sup> In ihren Texten geht es nicht mehr um die Wirklichkeit des Lagers, sondern um die transgenerationell vermittelten Folgen.<sup>35</sup> Hier stößt die literaturwissenschaftliche Analyse erkennbar an ihre Grenzen, denn in physiologische, psychodynamische und kommunikative Prozesse, die dem vorausgegangen sind, kann sie keinen Einblick nehmen.<sup>36</sup> Weckt schon der Titel des Buches andere Erwartungen als die, die sein Inhalt erfüllt, so hinterlässt es auch ratlose Leser: Es bietet kein handhabbares Instrumentarium für die eigene Arbeit mit Überlebendenberichten, und die Fachtermini (»Prolepsen«, »Ellipsen«, »Analepsen«, »nullfokalisierte« oder »metadiegetische« Erzählung, um nur einige zu nennen) werden nicht erklärt.

### III. ERFAHRUNGSWELTEN – INDIVIDUEN UND IHRE BEZIEHUNGEN

Memoiren, Tagebücher oder Briefe haben immer schon – und nicht nur in der deutsch-jüdischen Geschichte – zu Recht ihren Wert als Quellen in der Historiografie behauptet,

29 Marek Edelman, *Das Ghetto kämpft*, Berlin 1962.

30 Vgl. deutsche Übersetzung: Hanna Krall, *Dem Herrgott zuvorkommen*, Berlin 1979.

31 Eichenberg, S. 67.

32 Ebd., S. 75.

33 Ebd., S. 140 f.

34 Ebd., S. 278.

35 Ebd., S. 213.

36 Ebd., S. 279.



bieten sie doch die einzigartige Möglichkeit, Einblick zu nehmen, wie Subjekte die Auswirkungen gesellschaftlicher Veränderungen wahrgenommen, auf sie reagiert und sie zu beeinflussen versucht haben. Dies gilt im besonderen Maße für die Verfolgungssituation während der nationalsozialistischen Herrschaft.

In der deutsch-jüdischen Zeitgeschichte werden in der Regel die Haltungen, Erwartungen und Handlungsoptionen einzelner politischer oder religiöser Gruppen untersucht und miteinander verglichen. Am Vorabend der NS-Herrschaft zeigten Sozialisten, Zionisten, »assimilierte« jüdische Bürger oder die rechtslastigen nationaldeutschen Juden in ihren Zeitschriften und internen Lagebeurteilungen sehr unterschiedliche Einschätzungen, wie groß die von dem neuen Regime ausgehende Gefahr für die jüdische Bevölkerung sein würde und zogen daraus entsprechende Folgerungen.<sup>37</sup> Das nun in zwei Bänden veröffentlichte Tagebuch des jüdischen Breslauer Historikers Willy Cohn zeigt, dass ein Individuum solche unterschiedlichen politischen und religiösen Positionen durchaus in sich vereinigen konnte, ohne sich als zerrissener Menschen zu präsentieren.<sup>38</sup> Cohn begriff sich als Sozialist und erhielt als solcher nach seiner Entlassung aus dem staatlichen Schuldienst 1933 auch keine Schulleiterstelle im jüdischen Schulwesen; obwohl politisch linksstehend, lehnte er das »Unrecht von Versailles« als Patriot strikt ab und bewunderte teilweise die Politik Hitlers Ende der 1930er-Jahre und den anfänglichen Siegeszug der Wehrmacht; er war aktiver Zionist und bereiste 1937 Palästina – und kehrte nach Deutschland zurück; er stellte Anträge auf Auswanderungsunterstützung, ohne die Stadt Breslau tatsächlich verlassen zu wollen, als deren Bürger er sich weiterhin begriff, als er bereits jedes Bürgerrecht verloren hatte. Aus einer religiös liberalen Familie stammend, entwickelte er sich unter dem Druck der Verfolgung zu einem Anhänger der orthodoxen Kultusgemeinschaft, beobachtete aber stets mit wachen Augen alle Entwicklungen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft Breslaus und führte das dortige Gemeindearchiv mit großem Engagement. Zudem arbeitete er als Historiker an der »Germania Judaica« mit, dem topografischen Handbuch der jüdischen Gemeinden Deutschlands seit dem Mittelalter. »Das Widersinnige an der Situation lag darin, dass Cohn alle Juden verurteilte, die ihr Jüde-sein verleugnet hatten, um Deutsche zu werden, er selbst aber seinen deutschen Patriotismus nicht ablegen konnte, der ihn wiederum hinderte, seine zionistischen Hoffnungen in die Tat umzusetzen«<sup>39</sup>, fasst der Herausgeber Norbert Conradts diese Zwiespältigkeit zusammen, die Cohn mit nicht wenigen seiner bürgerlichen jüdischen Zeitgenossen teilte.

Bisher lagen von dem 1888 geborenen Cohn eine Kurzfassung der Tagebuchaufzeichnungen und die Lebenserinnerungen vor.<sup>40</sup> Die jetzt wiederum leicht gekürzten, doch mehr als 1.000-seitigen Aufzeichnungen vermitteln ein facettenreiches Bild Cohns von seiner Entlassung als Gymnasiallehrer 1933 bis zu seiner Deportation nach Kowno 1941. Wie viele andere deutsche Juden hatte auch das Ehepaar Cohn alles daran gesetzt, die älteren Kinder ins Ausland in Sicherheit zu bringen, während zwei jüngere Töchter bei den Eltern in Breslau verblieben. Cohn selbst kehrte aus Palästina zurück, weil seine Frau sich ein Leben dort nicht vorstellen konnte und der von ihm ausgewählte Kibbuz, wahrscheinlich aus Altersgründen, seine Aufnahme ablehnte. So fügte er sich in die Situation,

37 Aus der umfangreichen Literatur dazu sei hier nur verwiesen auf *Moshe Zimmermann*, *Wie viel Zufall darf Geschichte vertragen?*, in: *Raphael Gross/Yfaat Weiss* (Hrsg.), *Jüdische Geschichte als Allgemeine Geschichte*, Göttingen 2006, S. 288–304.

38 *Willy Cohn*, *Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941*, Bd. 1 und 2, hrsg. v. *Norbert Conradts*, Köln etc. 2006.

39 *Norbert Conradts*, Einleitung, in: *Willy Cohn*, *Kein Recht*, Bd. 1, S. XX.

40 *Willy Cohn*, *Als Jude in Breslau 1941*, hrsg. von *Joseph Walk*, Gerlingen 1984; *Willy Cohn*, *Verwehte Spuren. Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang*, hrsg. v. *Norbert Conradts*, Köln etc. 1995.

wollte nun »das Schicksal Deutschlands mittragen, an dem ich hänge«. <sup>41</sup> Wie viele Juden vertraute er immer noch auf die Berechenbarkeit des Regimes, der tatsächlich folgende Zivilisationsbruch lag außerhalb (nicht nur) seiner Vorstellungskraft.

Die beiden Bände geben einen detaillierten Einblick in den Tagesablauf Cohns, in seine kontinuierliche Arbeit als Historiker, an der er bis in den November 1941 hinein festhielt. <sup>42</sup> Die Leser erfahren, wie er mit Krankheit, Verboten, Diskriminierungen, beunruhigenden Gerüchten umging, wie er Freude bei einem guten Glas Wein, einem intellektuellen Gespräch oder einer Fachsimpelei empfand. Deutlich wird auch, dass seine Beziehungen zu »arischen Menschen« zwar abbrechen oder stark eingeschränkt waren, er sich aber auf einige feste Bande doch verlassen konnte. So durfte er beispielsweise das Domarchiv nicht nur weiterhin benutzen, sondern der Leiter und das Personal bestellten ihm sogar per Fernleihe wissenschaftliche Werke für seine Arbeit, als Juden Archive und Bibliotheken längst verschlossen waren. Wir erfahren, was ihn als Vater und Ehemann beglückte wie bedrückte, und wie atemlos er die umwälzenden politischen Ereignisse 1938/39/40 verfolgte. Ein Beispiel: Aus heutiger Sicht erscheint die Deportation der Stettiner Juden als erkennbarer Vorläufer der späteren systematischen Deportationen. Aus der Perspektive Cohns erfahren wir, dass die überraschende Aktion zunächst Angst auslöste, der die Selbstberuhigung folgte, es gäbe schließlich auch im Zielgebiet, im Distrikt Lublin, einen Minjan; dann hoffte Cohn, die Stettiner würden zurückgebracht. Als dies nicht geschah und stattdessen alarmierende Nachrichten über das Elend der Verschleppten nach Breslau drangen, spendete er mitleidig Kinderkleidung. Die Eintragungen finden sich über drei Wochen verteilt im Tagebuch, dann jedoch lösen neue Ereignisse wie die Besetzung Dänemarks oder private Nachrichten von der Tochter die Sorge um die Stettiner Juden und die Gedanken um ihr weiteres Schicksal ab. Dieses »Sturmzeichen«, wie sein Zeitgenosse Alfred Neumeyer von der Jüdischen Gemeinde Münchens die Deportation genannt hatte, tauchte in den Aufzeichnungen nicht wieder auf, und er brachte es im Herbst 1941 mit dem bevorstehenden Abtransport der Breslauer Juden nicht erkennbar in Verbindung. <sup>43</sup>

Als diese vor ihrer Deportation in drei Sammellagern außerhalb der Stadt konzentriert wurden, hoffte Cohn noch, er könne in der Stadt verbleiben, da der Vorsitzende der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Leo Baeck, ihn für die »unverzichtbare wissenschaftliche Arbeit« reklamiert hatte. Am 16. November 1941 notierte Cohn, er habe erstmals nicht gearbeitet. Am 17. November verfasste er die letzte Eintragung. Der Herausgeber Conradts vermutet, Cohn habe dann in einem neuen Heft weitergeschrieben, mindestens bis zum 21. November, dem Tag seiner Festnahme, doch ist dieser Tagebuchteil – wenn er denn existiert hat – verloren gegangen. Am 25. November wurde Cohn mit seiner Frau und den beiden nichtemigrierten Töchtern mit dem ersten Breslauer Transport deportiert. Aus Briefen von Verwandten geht hervor, dass diese danach kein Lebenszeichen mehr erhielten. <sup>44</sup>

Von ihrem inhaltlichen Gehalt her wurden Cohns Aufzeichnungen zu Recht öfter mit denen Victor Klemperers verglichen, der, im Unterschied zu Cohn, in »nichtprivilegierten« Mischehe überlebte. Beide Zeugnisse ermöglichen uns Einblicke von unschätzbarem Wert in die Gedanken, Gefühle und den Kenntnisstand verfolgter Juden, die die Zeitläufe und ihr eigenes Schicksal zugleich als Intellektuelle und handelnde Subjekte schreibend reflektierten. Der Wert beider Zeugnisse liegt darin, unser Wissen um die Verfolgung in dem Sinne zu korrigieren, dass Juden nicht nur hilflose Opfer nationalsozialistischer Verfolgung waren, sondern bei allem begrenzten Spielraum, der ihnen verblieb, ihr

41 Cohn, *Kein Recht*, Bd. 2, S. 664.

42 Vgl. ebd., Bd. 2, S. 1006 f.

43 Ebd., S. 757 f., S. 762, S. 765, S. 778.

44 Ebd., S. 1011 f.

Leben als Individuen mit nicht immer gradlinig abzuleitenden, eindeutigen politischen oder religiösen Positionen zu gestalten versuchten.

Ähnlich tiefe Einsichten in subjektive Befindlichkeiten, jedoch aus der Post-Shoa-Perspektive, bietet das jetzt von Gottfried Wagner und Abraham Peck vorgelegte Buch »Unsere Stunde Null«.<sup>45</sup> Der Spross der berühmten Bayreuther Wagner-Familie und der amerikanisch-jüdische Historiker Peck, der von polnischen Shoa-Überlebenden abstammt, präsentieren ihre so unterschiedlichen Familiengeschichten, den Umgang ihrer Herkunftsfamilien mit der NS-Vergangenheit bzw. dem Holocaust und schildern ihren mühsamen gemeinsamen Weg, allen scheinbar unüberwindbaren Hindernissen zum Trotz miteinander in einen Dialog zu treten.

Über die Wagner-Familie, ihren Antisemitismus und ihren rückwirkenden Umgang mit der NS-Zeit ist bereits viel publiziert worden. Dennoch bietet die Familiengeschichte mit ihren vielen Intrigen, Verdrehungen und Beschönigungen der Vergangenheit aus der Sicht eines Familienmitglieds immer noch Neues.<sup>46</sup> Von der Förderin und »Muse« Hitlers (Winifred), über den stellvertretenden KZ-Kommandanten von Flossenbürg (Wieland) bis hin zum Ja-Sager, Profiteur und Mitläufer (Wolfgang) und der Oppositionellen (Friedelind) vereinigte die Familie alle Spielarten deutschen Verhaltens. Die Leser dieses Buches können nur ahnen, welch weiten Weg Gottfried Wagner zurücklegen musste, um sich von den vielen Facetten Wagnerscher Lebenslügen zu lösen. Er verließ die Opernwelt, nahm berufliche Nachteile als Musikwissenschaftler hin, indem er sich mit dem aus Wagner-Sicht nicht »salonfähigen« Komponisten Kurt Weill befasste, zog mit seiner zweiten Frau, einer Italienerin, in deren Heimatland und adoptierte ein rumänisches Waisenkind, nachdem er in einer Zeitung von den vernachlässigten, halbverhungerten Kindern in den Heimen des »Tyrannehepaares« Ceausescu gelesen hatte.

Weniger spektakulär, doch nicht weniger schmerzhaft, stellt sich der Weg Pecks dar. Sein Vater, Konditor aus Lodz, heiratete seine Mutter im dortigen Ghetto. Der Vater überlebte anschließend die mörderische Zwangsarbeit im Konzentrationslager Tschestochau, die Mutter Auschwitz und Stutthof. Wie durch ein Wunder fand sich das Ehepaar in Prag wieder. Im Lager für Displaced Persons (DP) in Landsberg/Lech wurde Abraham, ihr einziger Sohn, geboren, der nach der Auswanderung in die USA in afro-amerikanischer Umgebung aufwuchs. Innerhalb der Familie dominierte der »Churbn« (jiddisch für Katastrophe) in den immer wiederkehrenden Berichten des Vaters, während die Lagererfahrungen der Mutter sich in einem anhaltend labilen Gesundheitszustand niederschlugen. Gegenüber der Außenwelt hingegen herrschte striktes Schweigen. Peck rebellierte nicht als Jugendlicher, politisierte sich aber später als Student über die Anti-Vietnamkriegs- und die *Black Panther*-Bewegung, bis er über diesen Weg zur beruflichen Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte fand und sich auch mit dem Antisemitismus befasste. Als Historiker und Archivdirektor in Cincinnati forschte er über Displaced Persons und den Umgang der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland mit dem Holocaust, und er schloss sich einer der ersten Gruppen an, die Kinder von Holocaustüberlebenden gegründet hatten. 1991 trafen Wagner und Peck erstmals vor vielen Zuhörern zusammen. Wagner plädierte für Aussöhnung zwischen Juden und Deutschen, Peck wies dieses Ansinnen zurück: Nach jüdischer Tradition könnten sich nur Täter und Opfer, nicht aber deren Nachfahren versöhnen. Stattdessen bot er einen »kritischen Dialog« an. 1992 warnte der israelische Psychologe Dan Bar-On beide vor einem bequemen, aber unergiebigem Schein-Dialog, der vordergründig Erwartungen befriedige, nicht aber eine wirkliche Auseinandersetzung miteinander bedeuten würde. Wagner und Peck beherzigten diesen Rat. Aus ihrem Zweiergespräch entstand später die Post-Holocaust-Dialog-Gruppe. Hinter

45 Gottfried Wagner/Abraham Peck, *Unsere Stunde Null. Deutsche und Juden nach 1945. Familiengeschichte, Holocaust und Neubeginn. Historische Memoiren*, Wien etc. 2006.

46 Von Gottfried Wagner lag bereits vor: *Wer nicht mit dem Wolf heult*, Köln 1997.

dem hohen und auch politischen Anspruch verbirgt sich letztlich die Forderung, ehrlich mit der eigenen Prägung durch die Geschichte umzugehen, sich mit der des Gegenübers auseinander zu setzen und einen gemeinsamen Weg zu finden, der sich – wie sich schnell herausstellte – nicht allein auf die deutsch-jüdische Vergangenheit richten kann, sondern letztlich fordert, sich für eine »bessere Welt« einzusetzen, d. h. Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft zu übernehmen. Seit nunmehr 15 Jahren versuchen sie, »Vertrauen reifen zu lassen, zu lernen, sich gegenseitig zuzuhören, aber dies geschah stets vor dem Hintergrund des möglichen Scheiterns«. <sup>47</sup> Wagner und Peck verschrieben sich dieser Arbeit ganz, unzählige Artikel und Vorträge in aller Welt zeugen von ihrem anhaltenden Engagement. Folgerichtig beschließen die Autoren ihr Buch mit Texten ihrer Kinder, für die der Holocaust zwar weit zurückliegt, aber dennoch das Erbe bleibt, mit dem sie leben müssen. Diese Texte im letzten Teil des Buches wirken blass nach den farbigen Schilderungen und hochreflektierten Überlegungen, die Wagner und Peck vorher über weite Strecken bieten. Das von ihnen verfasste Buch ist nicht das erste (und sicher auch nicht das letzte) von Angehörigen der zweiten Generation über die familiären Auswirkungen des Holocaust. Es zeichnet sich jedoch durch eine Fülle anregender Gedanken aus, beispielsweise wenn Wagner die Auswirkungen des Holocaust begrifflich als »den Verlust des Weltvertrauens« auf Seiten der Überlebendenkinder und den »Verlust der humanen Orientierung« auf Seiten der Täterkinder fasst. <sup>48</sup>

Gerade der vergleichsweise farblose Schlussteil durch die Statements der dritten Generation belegt, was der Mentor ihres Dialoges, Dan Bar-On, bereits vor einiger Zeit herausfand: <sup>49</sup> Der Holocaust, der das Leben der ersten und auch zweiten Generation noch dominierte, verliert im Leben der dritten Generation seine zentrale Bedeutung, denn – anders als die zweite Generation – identifiziert sich die dritte in der Regel nicht mit den transgenerationell übertragenen unbewältigten Erfahrungen der Holocaustüberlebenden und entwickelt weder tief verankerte Schuldgefühle noch ein umfassendes Schutzbedürfnis gegenüber den Großeltern. So kann sie sich deren realer Geschichte unbelasteter nähern und ihnen wie auch den Eltern bei der Bewältigung behilflich sein.

#### IV. DEUTSCH-JÜDISCHE GESCHICHTE ODER ALLGEMEINE GESCHICHTE? TRENDS NEUERER ZEITGESCHICHTLICHER FORSCHUNGEN

Seit einigen Jahren häufen sich Veröffentlichungen zur deutsch-jüdischen Geschichte der Nachkriegszeit. So legte das Leo Baeck Institut zum 50-jährigen Bestehen einen gehaltvollen, auf Englisch verfassten Band vor, dessen Inhalte weit über die Geschichte der Forschungsinstitute des LBI im engeren Sinne hinausgehen. Einbezogen wird auch der Erfahrungshintergrund der in den 1960er- und 1970er-Jahren dort engagierten Wissenschaftler, es wird aufgearbeitet, was eigentlich gesammelt und unter welchen Fragestellungen ausgewertet wurde. <sup>50</sup> Endete eine Reihe zur »Deutsch-Jüdischen Geschichte der Neuzeit« – ebenfalls vom Leo Baeck Institut herausgegeben – bisher mit dem Jahr 1945 <sup>51</sup>, so wird nun ein fünfter Band vorbereitet, der die Nachkriegszeit zum Gegenstand haben wird. Kurz: Auch in die Forschung hat die Tatsache Eingang gefunden, dass nach 1945

47 Ebd., S. 261.

48 Ebd., S. 254 ff.

49 *Dan Bar-On*, *Fear and Hope. Three Generations of the Holocaust*, Harvard 1998.

50 *Christhard Hoffmann* (Hrsg.), *Preserving the Legacy of German Jewry. A History of the Leo Baeck Institute 1955–2005*, Tübingen 2005.

51 *Avraham Barkai/Paul Mendes-Flohr/Steven M. Lowenstein*, *Aufbruch und Zerstörung 1918–1945*, in: *Deutsch-Jüdische Geschichte der Neuzeit*, hrsg. im Auftrag des Leo Baeck Institutes v. *Michael Meyer*, Bd. 4, München 2000.

Juden in Deutschland dauerhaft leben, dass sie Institutionen geschaffen und Gemeinden gegründet haben, die durch Zuwanderung aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion sogar wachsen. Ein neu erschienener Sammelband, geschrieben für ein Fachpublikum, spannt nun »einen Bogen von den jüdischen Überlebenden im Nachkriegsdeutschland bis zur neuen russisch-deutsch-jüdischen Kultur des 21. Jahrhunderts« und deutet den Beginn einer »neuen deutsch-jüdischen Historiographie« an.<sup>52</sup> Einige Beiträge widmen sich der Geschichte bedeutender jüdischer Institutionen in der Bundesrepublik: So geht ein von Laura Jokusch verfasster Aufsatz der Arbeit Historischer Kommissionen nach, die sich in den DP-Lagern der westlichen Besatzungszonen gründeten<sup>53</sup>, um die Geschichte des »Churbn« festzuhalten. Die Kommissionen sammelten Fotos, Lieder, Erzählungen, gerettete Gegenstände, vor allem aber Berichte der Überlebenden. Ihr Anliegen stand im krassen Widerspruch zu dem anderer Displaced Persons in den Lagern: Diese wollten in erster Linie auswandern, das hinter ihnen Liegende vergessen, ein neues Leben aufbauen, heiraten und Kinder bekommen. Zwar gingen auch die Kommissionsmitglieder von einer kurzen, schnell vorübergehenden Anwesenheit in Deutschland aus, doch wollten sie diese Zeit nutzen, um die jüngste Vergangenheit zu dokumentieren. Unermüdlich warben sie in den Lagern durch Aushänge, Lagerzeitungen und Aufrufe darum, Berichte zu verfassen und baten immer wieder Lehrer, ihre Schüler doch die Überlebensgeschichten aufschreiben zu lassen, denn die »Dokumentation der Zerstörung sei eine heilige Pflicht den kommenden Generationen gegenüber«.<sup>54</sup> 1948/49 ließen die Akteure 28 Kisten mit Material in die im Aufbau befindliche israelische Gedenkstätte Yad Vashem expedieren. Dort wurde die Churbn-Forschung zunächst nicht fortgesetzt, da die leitenden Historiker sich die Aufgabe gestellt hatten »das zerstörte Diaspora-Leben im Ganzen zu dokumentieren und der Opfer zu gedenken«.<sup>55</sup> Erst als Mitte der 1950er-Jahre der Holocaust als ein von anderen Diaspora-Leiden fundamental unterschiedliches in den Blick geriet, rückten die Sammlungen ins Zentrum der Arbeit, und die Nachfolger der ersten Historiker-Generation knüpften an die Themenstellungen, Forschungsfragen und Ansätze der Historischen Kommissionen wieder an. Der einzige Vertreter dieser Forschungsrichtung in der Bundesrepublik, Joseph Wulf, erfuhr keine Anerkennung von der Historiker-Zunft.<sup>56</sup> Leider gewährt die Verfasserin dieses Beitrages ihren neugierig gewordenen Lesern keinen – und sei es auch noch so beschränkten – Einblick in die gesammelten Dokumente und Exponate, so dass nach der Lektüre nur eine Vorstellung von den ungeheuren Anstrengungen der Kommissionsmitglieder, nicht aber eine vom Wert der Sammlung zurückbleibt.

Die Historischen Kommissionen arbeiteten noch innerhalb der DP-Lager. Als diese aufgelöst waren und sich zeigte, dass es auch künftig jüdisches Leben in Deutschland geben würde, entstanden zwei Vertretungsorgane, deren Konstituierung in weiteren Aufsätzen dieses Sammelbandes behandelt wird: Jay Howard Geller erforschte die Entstehungsphase des Zentralrats der Juden in Deutschland, Andreas Brämer die der Rabbinerkonferenz.<sup>57</sup> Damit geraten nach der Geschichte der DP-Camps und der Wiederentstehung der Jüdischen Gemeinden in Deutschland, die beide inzwischen als recht gut erforscht

52 Susanne Schönborn (Hrsg.), Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1946, München 2006, Michael Brenner, Vorwort, S. 14.

53 Laura Jokusch, Jüdische Geschichtsforschung im Lande Amaleks. Jüdische historische Kommissionen in Deutschland 1945–1949, in: Schönborn, S. 20–41.

54 Zitiert nach ebd., S. 27.

55 Ebd., S. 39.

56 Ebd., S. 38.

57 Jay Howard Geller, Die Entstehung des Zentralrats der Juden in Deutschland, in: Schönborn (Hrsg.), Erinnerung, S. 60–75; Andreas Brämer, Die Gründung der »Rabbinerkonferenz« in der Bundesrepublik, in: ebd., S. 76–91.

gelten können, nun auch zwei maßgebliche Institutionen in den Blick, über deren Frühphase bisher kaum etwas bekannt war. Dabei beschränken die Autoren sich nicht auf die in beiden Fällen nicht einfachen Konstituierungsprozesse, sondern beziehen auch die handelnden Subjekte mit ihren jeweiligen Interessen, die Widerstände und den Kampf um Anerkennung innerhalb und außerhalb der jüdischen Gemeinschaft ein.

Die Notwendigkeit einer zentralen nichtreligiösen Organisation, die die Interessen der in Deutschland verbliebenen Ost- wie Westjuden vertreten konnte, lag zwar Ende der 1940er-Jahre auf der Hand, indes verzögerte sich die Realisierung aufgrund unterschiedlicher Hindernisse: Die Juden sprachen nicht mit einer Stimme, es gab Differenzen zwischen einheimischen und in den DP-Camps zurückgebliebenen Juden, zwischen den Bedürfnissen einfacher Gemeindemitglieder und denen Prominenter, die sich öffentlich zu Wort meldeten.<sup>58</sup> Die Bundesregierung erwog die Gründung einer eigenen »jüdischen Abteilung«, deren Mitarbeiter Vorschläge zu Wiedergutmachungsangelegenheiten vorlegen sollten – was kurzzeitig die streitenden Juden einigte. Positive Förderung hingegen erhielten die Akteure von der abziehenden amerikanischen Besatzungsmacht sowie vom Jüdischen Weltkongress. Die eigentliche Gründung im Jahr 1950 stand dann zusätzlich im Zeichen des Kalten Krieges. Die Frage, wer die in der DDR lebenden Juden vertreten sollte, geriet zum Politikum. Sollten sie außen vor bleiben oder sollte Heinz Galinski, der ohnehin für die Gemeinden Berlin-West und Berlin-Ost sprach, für sie mitstimmen (was dieser von sich wies)? Schließlich einigten sich die Versammelten, den DDR-Gemeinden eine eigene Vertretung zuzubilligen. So entstand allen Widrigkeiten zum Trotz der Zentralrat. Adenauer akzeptierte das Gremium lange nicht als Gesprächspartner: Erst 1952 war er bereit, die jüdischen Vertreter zu empfangen, und in die Verhandlungen zum Luxemburger Abkommen bezog er sie nicht ein. Erst als dieser Vertrag mit Israel über eine Pauschalentschädigung von drei Milliarden DM für die Beschlagnahmung jüdischer Vermögen während der NS-Zeit und zur Eingliederung jüdischer Flüchtlinge aus den DP-Camps abgeschlossen war, verbesserte sich das Verhältnis, und ab 1953 erhielt der Zentralrat dann auch eine für seine weitere Existenz notwendige finanzielle Unterstützung.

Zeitgleich bemühten sich die Rabbiner der wiedergegründeten deutsch-jüdischen Gemeinden um die Etablierung einer Organisation, die sowohl ihre Interessen artikulieren wie auch ihren religiösen Führungsanspruch gegenüber den Gemeinden und dem Zentralrat geltend machen konnten. Auch die Rabbiner sprachen nicht mit einer Stimme: Die orthodoxen Initiatoren des neuen Zusammenschlusses, Paul Holzer, Fritz Eliser Bloch und Isaac Emil Lichtigfeld, versuchten, Vorkehrungen dagegen zu treffen, dass sich liberale Geistliche auf dem Wege demokratischer Mehrheitsbildungen in strittigen Fragen durchsetzen könnten, und sie mühten sich nach Kräften, die beiden Rabbiner ostjüdischer Herkunft, die sich in München und Fürth niedergelassen hatten, möglichst fernzuhalten. Problematisch gestaltete sich auch die Beziehung der Geistlichen zum Zentralrat, dessen Vorstellung von Zusammenarbeit die Rabbiner als grenzüberschreitend werteten.<sup>59</sup> Andererseits konnten sie diesen Konkurrenten im Vertretungsanspruch weder ablösen noch umgehen, denn sie waren von Beginn an auf seine Vermittlung angewiesen, um ihre Arbeit überhaupt finanzieren zu können. Der Zentralrat forderte als Gegenleistung für seine Unterstützung, auf den Namen »Rabbinischer Rat« zu verzichten. So nannten die Gründer ihre Organisation »Rabbinerkonferenz«. Erfolglos blieben auch ihre Versuche, Anerkennung als Gesprächspartner der Bundesregierung zu finden, und gegenüber den Arbeitgebern der einzelnen Rabbiner, den Jüdischen Gemeinden, konnten sich die Geistlichen ebenfalls nicht durchsetzen. Die Gemeinden weigerten sich standhaft, die Rabbiner sozial besser abzusichern, und – was wohl noch schwerer wog – sie beanspruchten Selbstbestimmung sogar in religiösen Fragen. Brämers Beitrag zeigt auch, dass gerade die zur

<sup>58</sup> Vgl. Geller, S. 65.

<sup>59</sup> Ebd., S. 82.

Entscheidung anstehenden religiösen Probleme oftmals direkte Auswirkungen des Holocaust waren, wenn es zum Beispiel darum ging, ob nichtjüdische Ehefrauen, die während der NS-Verfolgung zu ihren jüdischen Männern gehalten hatten, auf den jüdischen Friedhöfen mit bestattet werden durften. Die Gemeinden stimmten dem teilweise zu, die Rabbiner hingegen lehnten dies ab. In manchen Gemeinden, wie etwa in Bremen, wurden Rabbiner nicht einmal hinzugezogen, wenn frisch konvertierte Gemeindeglieder aufgenommen wurden. Traten die Rabbiner angesichts des innergemeindlichen wie innenpolitischen Klimas der 1950er-Jahre sehr defensiv auf, so schlugen laut Brämer gleichermaßen ihre Versuche fehl, dem jüdischen Leben in Deutschland »ein spezifisches, vom Glauben her bestimmtes Gepräge zu geben«, wie ihre Bemühungen, in der Öffentlichkeit einen Platz einzunehmen.<sup>60</sup> Diese schwache Position führte zu einer hohen Fluktuation unter den Rabbinern der deutschen Gemeinden und einer anhaltenden finanziellen Abhängigkeit der Rabbinerkonferenz vom Zentralrat, der sich als Gesprächspartner der Regierung und der Medien erfolgreich hatte etablieren können.

Die Aufsätze dieses insgesamt sehr lesenswerten Sammelbandes komprimieren in vielen Fällen größere Arbeiten, die in den nächsten Jahren erscheinen werden. So geben sie auch Hinweise auf die Themenfelder und Forschungsfragen, denen sich eine jüngere Historiker(innen)generation zuwendet: Biografien jüdischer Politiker und Gemeindevorsitzender der Nachkriegszeit, die öffentlichen Debatten in der Bundesrepublik, an denen Juden teilnahmen, und das Selbstverständnis der heute in Deutschland lebenden, oft aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion zugewanderten Juden.

Eher etablierte und als Kenner der jüdischen Geschichte ausgewiesene Autoren versammelt ein zeitgleich erschienener Band, eine Festschrift, mit der Weggefährten und Schüler Dan Diner zum 60. Geburtstag gratulieren.<sup>61</sup> Die 16 Beiträge betrachten jüdische Geschichte aus einer transnationalen, pluralistischen, oft kulturgeschichtlich orientierten Perspektive und dabei immer als Teil, wie der Titel schon betont, der allgemeinen Geschichte. Sie konzentrieren sich auf die Zeitspanne vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, sind auf englisch oder deutsch verfasst und befassen sich mit einem bunten Themenspektrum, in dem empirische Forschung eher unterrepräsentiert ist. So finden wir oft anregende Revisionen von Thesen, wie etwa bezogen auf Hannah Arendts Abhandlung »Eichmann in Jerusalem«, auf die im Folgenden noch eingegangen wird.

Nikolas Berg beispielsweise beschäftigt sich mit der um die Jahrhundertwende in verschiedensten Verkleidungen anzutreffenden Angst vor dem Kapitalismus, die den gesamten Industrialisierungsprozess begleitete und auch Eingang in nationalökonomische Schriften fand.<sup>62</sup> Er untersucht, wie sich die antikapitalistische Wirtschaftsmentalität in der Kollektivmetapher »jüdisch« (negativ) bündelte.<sup>63</sup> Berg versteht die Kapitalismusdebatten um 1900 als umfassende Kulturdebatten in der Sprache der Ökonomie unter der Regie von Kulturoziologen und Völkerpsychologen. »Hier«, so resümiert er, »wurde nicht einfach Wirklichkeit in Worte gefasst, sondern hier wurde sie aus Begriffen hergestellt.«<sup>64</sup> So verrieten die von ihm untersuchten Schriften auch wenig über Wirtschaft, nichts über Juden, aber viel über Ressentiments.

---

60 Ebd., S. 89.

61 *Raphael Gross/Yfaat Weiss* (Hrsg.), *Jüdische Geschichte als Allgemeine Geschichte*. Festschrift für Dan Diner zum 60. Geburtstag, Göttingen 2006.

62 *Nicolas Berg*, *Ökonomie und Kollektivität*. Fragen zur Metaphorisierung von Judentum in nationalökonomischen Schriften um 1900, in: *Gross/Weiss* (Hrsg.), S. 49–75.

63 Ebd., S. 52.

64 Ebd., S. 68.

20 Jahre später setzt Detlev Claussen ein, der vordergründig den Genie-Kult der Weimarer Zeit in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt<sup>65</sup>, eigentlich aber mehr den Zuschreibungen nachgeht, denen Albert Einstein im Laufe seines Lebens unterworfen wurde – und mit denen dieser so gern spielte. Der jüdische Wissenschaftler Einstein schien seinen Zeitgenossen zunächst die deutsche Kultur zu rehabilitieren. Das Genie, dessen Erkenntnisse die Medien und Massen nicht verstanden, mutierte zur Autorität und zum Exzentriker, in den USA dann zum integralen Teil der Unterhaltungsindustrie, wie der Physiker selbst formulierte.<sup>66</sup> Als er später für den Bau der Atombombe plädierte, um sie gegen das nationalsozialistische Deutschland zu verwenden, wandelte er sich vom Pazifisten zum rüstungspolitischen Protagonisten und kurze Zeit darauf noch einmal zum verdächtigen Subjekt im Sinne McCarthys. Einstein, so Claussen, habe sich wie kein zweiter für die Rolle des Genies angeboten, weil sich in seiner Person die traditionelle Genieverehrung für einen großen Einzelnen mit dem in den 1920-er Jahren entwickelten neuen Bedürfnis nach einer alltagsrelevanten, aber unverständlichen Wissenschaft habe verbinden können.

Die Frage des Lesers nach Lektüre dieser beiden Aufsätze, warum das Bedürfnis des modernen Menschen nach einem »Genie« jetzt mit einer positiven Konnotation des »Jüdischen« einherging, das zwanzig Jahre zuvor, wie Berg gezeigt hatte, noch alle Zukunftängste bündelte, beantwortet der Beitrag ebenso wenig wie der Sammelband insgesamt. Hier wäre vielleicht der mit der Festschrift Geehrte selbst gefordert.

Zwei Aufsätze befassen sich mit Hannah Arendts Buch »Eichmann in Jerusalem«.<sup>67</sup> Moishe Postone, der das Buch gegen den Strich liest, sieht eine Spannung zwischen Arendts Versuch, den Totalitarismus am Beispiel einer Person darzustellen, und ihrem Bemühen, an der historischen Neuig- und Einzigartigkeit des Verbrechens festzuhalten.<sup>68</sup> Arendt sei davon ausgegangen, dass die deutsche und mit ihr auch die europäische Gesellschaft pathologische Züge entwickelt habe, sodass eine Person wie Adolf Eichmann unmöglich habe fühlen oder wissen können, was unrecht war.<sup>69</sup> Auch wenn sie über Opfer schreibe, gerieten Arendt immer die übermächtigen Strukturen in den Blick; so hätte sie weder deren Versuch, im Verfahren gegen Eichmann ihre Rolle als historische Akteure wiederzufinden, würdigen können noch das Besondere des Prozesses überhaupt erfasst.<sup>70</sup> Raphael Gross stellt die These auf, Eichmann habe mit seinen deutschen Zeitgenossen »erstens mehr und zweitens Spezifischeres geteilt als eine besonders ausgeprägte »Böswilligkeit«.<sup>71</sup> Dies versucht er anhand der Briefe nachzuweisen, die Eichmanns Verteidiger Servatius im Laufe des Prozesses erhalten hat. In diesen in den 1960er-Jahren verfassten Ergüssen zeige sich, dass Eichmann seine moralischen Vorstellungen durchaus mit seinen Zeitgenossen geteilt habe und dass diese auch im Nachkriegsdeutschland an ihren Einstellungen weiter festgehalten hätten. Folglich könne Eichmann nicht als Individuum mit eigenem moralischen Handlungsspielraum beurteilt werden. Bilder wie »banal« oder »böse« würden lediglich etwas über die Urteilenden, nichts aber über Eichmann sagen. Die interessante These bleibt jedoch vage: Gross führt nicht aus, welche Repräsentativität seines Erachtens die an Eichmanns *Verteidiger* gerichteten Briefe bean-

65 Detlev Claussen, Das Genie als Autorität. Anmerkungen zum Kult um Albert Einstein, in: Gross/Weiss (Hrsg.), S. 76–98.

66 Ebd., S. 83.

67 Moishe Postone, Reflection on Jewish History as General History. Hannah Arendt's Eichmann in Jerusalem, in: Gross/Weiss (Hrsg.), S. 189–211; Raphael Gross, Zum Fortwirken der NS-Moral. Adolf Eichmann und die deutsche Gesellschaft, in: Gross/Weiss (Hrsg.), S. 212–234.

68 Postone, S. 191.

69 Ebd., S. 193.

70 Ebd., S. 207.

71 Gross, S. 216.



sprechen dürfen. Er schweigt auch darüber, wer die Briefeschreiber waren, ob die spezifische nationalsozialistische Moral, die er konstatiert, Wandlungen unterlegen war und wie sie sich in die gesellschaftspolitische Debatte der 1960er-Jahre einfügte.

Ähnliche Kritik müsste auch an anderen, hier nicht vorgestellten Beiträgen des Sammelbandes geübt werden, die für sich genommen die Lektüre durchaus lohnen, eine Antwort aber schuldig bleiben auf die weitergehende Frage: Wie repräsentativ ist diese Forschung? Zudem zeigt sich, dass gerade kulturgeschichtliche Themenstellungen oder solche der *intellectual history* eine übergeordnete Reflexionsebene erfordern, auf der die als Einzelwerk beeindruckenden, schillernden Beiträge in ein Gesamtpanorama eingeordnet, aufeinander bezogen und auf ihre Schlüssigkeit hin abgeklopft werden. Diese Forderung allerdings kann und soll eine Festschrift nicht erfüllen.

## V. FAZIT

Ein Fazit aus den Entwicklungstrends in der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung zu ziehen, ist nicht gerade einfach. Je nachdem, wie weit oder eng das Feld der deutsch-jüdischen Geschichte definiert wird, würden immer Neuerscheinungen ausgewählt, die auf die innerjüdische Entwicklung zielen und/oder sich in die allgemeine jüdische Geschichte einreihen oder aber solche, die sich als Teil der deutschen oder europäischen Geschichte verstehen. Die hier untersuchte neuere Forschungsliteratur zeigt, dass Themen aus der jüdischen Geschichte in vielen Disziplinen, keineswegs nur in der Historiografie, aufgegriffen und bearbeitet werden. Sie sind ganz offensichtlich dabei – um an die eingangszitierte Äußerung von Michael Brenner anzuknüpfen – ihre Nische zu verlassen.

Bei den meisten der für diesen Literaturbericht ausgewählten Publikationen wird deutlich, dass der zeitliche Bogen, den ihre Verfasser schlagen, in die Nachkriegszeit hineinreicht, manchmal sogar bis in die Gegenwart, auch wenn die Themenstellung selbst weit in die Geschichte zurückgeht. Der Holocaust hat seine zentrale Bedeutung keineswegs verloren, aber er ist nicht mehr Fluchtpunkt einer Geschichtsschreibung, die in erster Linie Krise, Verfall und Zerfall erforscht. Integrative Ansätze treten wieder stärker hervor. Einen breiteren Raum nimmt auch die Erforschung jüdischen Lebens in Deutschland nach dem Holocaust ein. Die Jahre 1933 und 1945 bleiben Zäsuren, doch verlieren sie tendenziell ihre Funktion, in der Forschung die Endpunkte von Entwicklungen zu markieren. Gleichzeitig zeigt sich, dass traditionelle Forschung, moderne Methoden und Fragestellungen sowie disziplinübergreifende Arbeiten sich nicht ausschließen, sondern weiterhin parallel geleistet werden. Wir finden – mit kleinen zeitlichen Verzögerungen – in der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung jede Entwicklung, die auch sonst in die Geschichtswissenschaft Eingang gefunden hat. Insofern ist sie ein Spiegelbild der allgemeinen historiografischen Entwicklung.

